

habe sie nach meiner Methode mit völliger Nahrungsenthaltung außer rohen Gurken und Tomaten rasch beseitigt.

So entschloß ich mich zur Heimfahrt und gelangte ohne weitere Verlegenheiten am 5. Juli nach Berlin.

R ü c k b l i c k

Ein Rückblick auf die Wahrnehmungen dieser Reise mag angebracht sein. Waren sie doch gewonnen in einem Abschnitt des Kriegstheaters, der großer Bedeutung nicht entbehrte. Ohne die türkische Verteidigung hätte Rußland die Dardanellen forciert und das vorgeschobene Ungarn wäre umklammert, der Weg nach Wien offen gewesen.

Zum mindesten fesselten die türkischen Kriegsschauplätze erhebliche Kräfte der Entente. Der englische Militärkritiker Repington gibt an:

Ende 1917 für Ägypten	353000
" " " Mesopotamien	419000
" " " Saloniki	216000

Wenn dies schon Verpflegungszahlen und nicht Gefechtsstärken sind, so erweisen sie doch, welche Bedeutung die Entente den Kämpfen im Osten beilegen mußte.

Die europäischen Mächte sprachen seit hundert Jahren offen von der Aufteilung der Türkei. Der einzige Großstaat, der keine Gebietsteile beanspruchte, sondern Handelsbeziehungen, war Deutschland; an dieses schloß sich die Türkei um so lieber an, als Deutsche Bank und Anatolische Bahn die Hilfsmittel des Landes bereicherten. Unter Abdul Hamid waren die Mißstände aufs äußerste gestiegen, Günstlinge vergeudeten die öffentlichen Mittel, Beamte und Offiziere erhielten die Löhnungen gar nicht oder erst nach Monaten mit Abzügen. Zum Rekruten wurde ausgehoben, wer sich nicht freikaufen konnte; die Dienstzeit dauerte 7 bis 8 Jahre, Löhnung und Bekleidung wurden nicht geliefert, Verpflegung war knapp. Die Offiziere waren aus der Truppe aufgestiegen und sehr ungebildet,

die hohen Stellen oft mit Günstlingen besetzt. Freilich bestand seit 1885 unter großer Eifersucht der anderen Mächte die deutsche Militärmission zur Ausbildung höherer Offiziere, aber der Unterricht blieb theoretisch. Unter Abdul Hamid durften keine Übungen abgehalten, noch auch nur scharf geschossen werden. Nun brachte das Jahr 1910 den Umschwung, Abdul Hamid wurde abgesetzt, unnahbar eingeschlossen, und Sultan Mehmed auf den Thron erhoben, die Regierung führte das Komitee für Einheit und Fortschritt. Mit Hilfe der Armee war es zur Macht gelangt, mußte Gegner beseitigen, Mißstände abstellen und sich der Feinde erwehren mit allen Mitteln. Die Opposition lag nicht im Parlament, denn dieses, vom Komitee besoldet, hütete sich zu widersprechen, aber es lebten tüchtige Staatsmänner und Patrioten wie Djamil, Talaat und Fzzet, die durchaus nicht allem beistimmten.

Noch nicht zwei Jahre zurück lag der Balkankrieg, der die Bulgaren bis vor die Tore Konstantinopels geführt hatte; noch wurde in Tripolis gegen Italien gekämpft: in diesem Zustand trat die Türkei in den Weltkrieg ein.

Daß das zerrüttete Land ihn fast vier Jahre durchführen konnte, gehört zu den Rätseln, die uns die Weltgeschichte immer wieder aufgibt. Gewiß standen willensstarke Männer an der Spitze, deren politischen Weitblick und strategisches Talent unsere sachverständigsten Beurteiler unumwunden anerkannt haben, um so wunderbarer, als sie von unten aufgestiegen und gar nicht vorgebildet waren.

Aber die Schwierigkeiten waren unendlich und wuchsen von Jahr zu Jahr. Die Araber in Syrien, Mesopotamien und Arabien erkannten die türkische Oberherrschaft und das Kalifat des Sultans ungern an; stark von England mit Gold versehen, erhoben sie sich zum Widerstand, und Djemal mußte in Syrien ein blutiges Regiment führen. Die Armenier, früher gehorsame Untertanen, seit Jahrzehnten nationalistisch aufgehetzt, erregten, von Rußland unterstützt, hinter der Kaukasusfront Aufstände und mußten aus dem Operationsgebiet entfernt werden. Was da an Schrecklichkeiten geschah, wird die Welt nie völlig erfahren. Aber es lag militärische Notwendigkeit vor.

Die Verwaltung blieb auch im Kriege unzulänglich. Tausendjährige Gebräuche lassen sich nicht in wenigen Jahren abstellen. Eigennutz ist stärker als alle Staatsmacht; das haben wir selbst erfahren. Erschwert wurde die Versorgung des Landes durch die Knappheit der Transportmittel. Wer diese in der Hand hat, beherrscht den Ausgleich von Produktion und Verbrauch. Es war bekannt, daß Lebensmittelzüge nur gegen Vergütung befördert wurden. Selbst Kriegsware wie Kupfer und Chromerze, die als Munition der Türkei wieder zugute kommen sollten, wurden nur unter unendlichen Schwierigkeiten und gegen endlose Bakschischs befördert. Die Preisspannung der Waren war enorm. Drangen kosteten in Jaffa $\frac{1}{4}$ Piafter (5 Pfennige), in Jerusalem 1 bis 2, in Aleppo 10, in Konstantinopel 20 bis 30 Piafter. Beim Dsanoff war ein kluger junger Jude als Dolmetscher tätig, er hatte einen unaussprechlichen Namen und wurde Slibowitz genannt. Der begleitete Collin nach Smyrna. Auf dem Rückweg bat er das Freigepäck, das uns zustand, ausnützen zu dürfen. Er kaufte Rosinen und verdiente daran in Konstantinopel etwa 2000 Mark. Die Kursspannung zwischen Metall und Papier habe ich oftmals erwähnt; dagegen half keine Verfügung, keine Abschreckung: entweder verschwand die Ware oder der Metallpreis stieg dem Papierpreis nach. Daß unter solchen Umständen Kettenhandel und Schieberei blühten, haben wir ja selbst erlebt.

Darunter litt die Ernährung des Volkes nicht minder als die Verpflegung des Heeres. Auch außerhalb der eigentlichen Hungergebiete war der Soldat knapp ernährt. Und doch sah man ihn immer etwas knabbern oder naschen. Ob er Sold, namentlich regelmäßigen Sold erhielt, konnte mir niemand sagen. Aber bei dem starken Familiensinn der Türken bekamen viele Geld aus der Heimat; die türkische Post hatte sich unter Leitung des deutschen Postrats Drth zu einer zwar langsam, doch zuverlässig arbeitenden Behörde entwickelt. Im übrigen halfen sie sich, wie sie konnten; Verkauf von Uniformen und Ausrüstungsstücken war gewöhnlich, ja es gab Amputierte, die das Leder ihrer Krücken abtrennten und auf dem Bazar loschlugen! Wie groß die türkischen Verluste

waren, weiß niemand. Schon auf Gallipoli wurden sie auf 200 000 geschätzt, der Kälte und dem Hunger in Armenien erlagen Hunderttausende. Weitans die meisten wohl fielen den Seuchen (Ruhr, Typhus, Fleck- und Rückfallfieber) zum Opfer. Die Türkei trat in den Krieg fast ohne Sanitätswesen. Es gab eine kleine Zahl von Militärärzten, die in Haidar Pascha ausgebildet, z. T. in Europa fortgebildet waren. Das Gros aber waren Zivilärzte, meist Armenier und Juden, militärisch gar nicht vorgebildet, daher mit ihren Obliegenheiten, Pflichten und Rechten unbekannt und ohnmächtig gegen die militärischen Behörden, fast alle Routiniers ohne wissenschaftliche Interessen. Ausgebildetes Sanitätspersonal fehlte völlig, erst 1916 wurden in Beirut und Damaskus Pflegerinnenschulen errichtet, zu denen namentlich Armenierinnen sich drängten.

Trotz dieser Schwierigkeiten war es der Energie und dem Geschick der türkischen Militärärzte gelungen, fast durchweg erträgliche Lazarette zu schaffen. Was Hüsnî in Bosanti, Ibrahim Tali bei der VI. Armee, Rejad Omer in Jerusalem, Hassan in Nazareth geschaffen hatten, war ausgezeichnet und brauchte keinen Vergleich zu scheuen. Von Feldlazaretten sah ich einige gute; andere sollen freilich sehr primitiv gewesen sein. Fast überall war die Trennung der Verwundeten von den ansteckend Kranken durchgeführt. Alle litten unter Mangel an Ausrüstung und Brennmaterial zur Entlassung. Ganz unvollkommen blieb die Nachbehandlung. Liefer- und Bahnstationen fehlten, Gliedersatz gab es nur in Konstantinopel, und Murad war genötigt, die Amputierten bis Gülhane zu führen. Immerhin verdient die größte Achtung, was die Türkei auch im Sanitätsdienst geleistet hat.

Niemals hätte die Türkei ihre militärischen Leistungen vollbracht ohne deutsche Hilfe. Zunächst lieferte Deutschland den größten Teil der Ausrüstung, von der Uniform bis zum Geschütz, der Munition, dem Sanitätsmaterial, Kohle, Benzin und selbst Getreide, dazu kamen reichliche Geldsendungen. Vor allem brachten die deutschen Offiziere mit, was den meisten türkischen fehlte: gründliche Kenntnis der Taktik und Strategie, Sinn für Ordnung und Organisation. Unentbehrlich waren namentlich die technischen

Truppen, Pioniere, Straßenbauer, Kraftfahrer, Flieger. In jedem höheren türkischen Stabe saß ein deutscher Chef; der Generaletappeninspekteur, der Kommandant der Seestreitkräfte, der Chef der Militärmission waren Deutsche.

Die Zusammenarbeit ging aber keineswegs reibungslos und wurde von Jahr zu Jahr schwieriger. Vor dem Kriege war Deutschland in der Türkei sehr angesehen; seine Wissenschaft und Technik, seine Armee, seine Wirtschaft erregten Bewunderung und Hochachtung. Nach der Abwehr der englischen Flottenangriffe in den Dardanellen, der russischen am Bosphorus, besonders nach dem Sieg auf Gallipoli stieg das Selbstgefühl der Türken mächtig an; es widerstrebte ihnen, sich bevormundet zu fühlen. Das Verhalten der Deutschen gab zu allerlei Kritik Anlaß. Es sind da viele Fehler begangen worden. Schon in der Auswahl der Personen. Viele der entsandten Offiziere waren alte Afrikaner, manche schon reichlich „verkaffert“ oder „verbuscht“. Sie wußten keinen Unterschied zu machen zwischen einem Nigger und einem Türken. Der Türke hat wenig Zivilisation, aber eine uralte Kultur; er legt großen Wert auf persönliche Würde. Ungeduld oder gar ein heftiges Wort gilt für unanständig und macht verächtlich. Nirgends war der „Anpfeiff“ weniger angebracht als hier.

Dazu kam der Mangel an Organisation. In Konstantinopel saßen nebeneinander sechs unabhängige deutsche Behörden, Uneinigkeit war nicht zu vermeiden, und die schlauen Orientalen wußten sie geschickt auszunützen.

Ein weiterer Übelstand war die Zentralisation. Bei der weiten Zerstreuung der deutschen Formationen mußte der Krieg als Kolonialkrieg geführt, jeder Einzelgruppe möglichsste Selbständigkeit gelassen werden. Statt dessen wurde aus Konstantinopel bis ins einzelste regiert. Ein Offizier sagte mir: „Wenn ich meine Gegner der Gefährlichkeit nach ordne, kommt zuerst die Militärmission, dann das Kriegsministerium, dann erst der Feind.“ Ein anderer bestätigte das lachend.

Dann die bekannte Uneinigkeit der Deutschen. In Aleppo verkehrte der Konsul nicht mit Frau Koch; es galt als erfreuliche

Wirkung meines Besuchs, daß sie sich gegenseitig einluden. In Mossul saßen 30 bis 40 deutsche Offiziere in fünf bis sechs Gruppen; es war mir nicht möglich, zu erfahren, ob und wo ein Flieger zu finden sei, an den ich Empfehlungen hatte.

Der „Dienstweg“, das Produkt altpreußischer Offiziers- und Beamtenziehung, ist ein wunderbares Werkzeug, aber kein Universalinstrument; dem Orientalen liegt er nicht. Der kennt nur persönliche Beziehungen. Der Türke ist gastfrei und erwartet Gegenleistung. Wer das verstand und etwas persönlich zuschießen konnte, schuf sich leicht Freunde und Einfluß. Darin aber waren die deutschen Offiziere schlecht gestellt. Sie erhielten 7 Pfund ihres Gehalts in Gold, den Rest in Papier, gleichviel ob dieses hoch stand wie in Konstantinopel oder niedrig wie in Mesopotamien. Die Österreicher waren besser gestellt, sie erhielten 22 Pfund monatlich, dazu für jeden Tag Dienstreise einen Napoleon in Gold. So konnten sie gesellschaftlich eine glänzende, geschickt ausgenutzte Rolle spielen.

Schwer geklagt wurde über die Intendantur. Sie mag wohl mit ungeheuren Schwierigkeiten gekämpft haben. Aber ihre Unvollkommenheiten machten sich besonders unliebsam bemerkbar. In Bagdad, ja sogar in Jerusalem und Aleppo blieben die Soldzahlungen monatelang aus. In Bagdad mußte die Hilfe des deutschen Konsuls, dann der Orientbank zu Hilfe genommen werden, bis auch diese erschöpft waren. In Adana machte sich der Kommandant den Spaß, sich und seine Truppe beim Konsul als Ortsarme anzumelden, worauf dann, über das Auswärtige Amt, Abhilfe erfolgte.

Es ist in Koalitionskriegen das gewöhnliche Schicksal, daß die Waffenbrüder sich auseinanderleben. So war es auch hier; das Vertrauensverhältnis zwischen Enver und der deutschen Heeresleitung mochte das nicht hindern. Ein leitender Offizier sagte mir bei der Abmeldung: „Sagen Sie in Berlin, daß ich jeden Tag bereit bin, auf den Knien die Bahn entlang nach Deutschland zu rutschen.“

Diese Stimmung trat auch bei den türkischen Zivilbehörden mehr und mehr hervor, sie machten Schwierigkeiten über Schwierig-

keiten. Ein Konsul konnte wohl den Rat geben: „Machen Sie das mit den Türken direkt ab. Wenn wir uns damit befassen, schadet es Ihnen nur.“

Aus politischen Gründen hatte die deutsche Regierung die Aufhebung der Kapitulationen, d. h. die selbständige Gerichtsbarkeit zugesagt. Die Deutschen waren unglücklich darüber. In Konstantinopel mochte es Gerichte nach unserer Art geben, in der Provinz war alles Willkür. Ganz unmöglich war der Strafvollzug. Die Gefängnisse starrten von Schmutz und Ungeziefer und waren lebensgefährlich. Ein Hotelwirt aus Nazareth wurde als Zeuge nach Damaskus gefordert; zwangsweise transportiert, infizierte er sich mit Fleckfieber und starb. Ganz besonders mißtrauisch wurden die Türken durch unvorsichtige Äußerungen wie „Durchdringung“, „Ansiedlung deutscher Bauern in Anatolien und Mesopotamien“. Unter solchen Umständen wurde der „Deutsch-Türkische Freundschaftsbund“ Prof. Jaekhs von Deutschen wie von Türken mit offenem Spott begrüßt.

Leider hat die abweisende Stimmung angehalten. Viele Offiziere und Ärzte hatten das Land liebgewonnen und hofften, nach dem Kriege sich dauernd niederzulassen. Anfangs verhinderte das die Entente, jetzt der Nationalismus der Türken. Zur Zeit ist kein deutscher Arzt im Lande tätig.

Wozu heute all diese Erinnerungen auffrischen? Ich denke, aus den großen Krisenzeiten der Weltgeschichte ist alles, auch das Kleine des Gedenkens und Nachdenkens würdig. Es wird immer bewundernswert bleiben müssen, wie trotz aller Unvollkommenheiten die Türkei mit deutscher Hilfe vier lange Jahre eine gewaltige Masse englischer und französischer Truppen gefesselt und abgewehrt hat. Daß sie schließlich der Übermacht der Hilfsmittel erlag, schmälert ihren Ruhm nicht. Daß ich Einblick in die gewaltige Leistung türkischer wie deutscher Beamten, Offiziere und Ärzte gewinnen durfte, bleibt mir dauernder Gewinn.

Nach Meldung beim Feldsanitätschef erbat ich einige Wochen Urlaub und kehrte, nachdem ich einen ausführlichen Bericht er-

stattet hatte, am 5. August nach Biala zurück. Hier war inzwischen die Kerenskiioffensive abgewiesen, der Gegenstoß geführt worden. Die Kampfeslust der russischen Front war erloschen und unsere Truppe in Ruhe. Ich bereifte wie üblich die Lazarette, in denen uns besonders die Ruhr zu schaffen machte, bis sie Ende September rasch erlosch.

C a m b r a i

Am 20. November 1917 stießen die Engländer überraschend bei Cambrai vor, zum erstenmale unter Verwendung riesiger Tankgeschwader; sie hatten im Ansturm die deutsche Front durchbrochen; die Kämpfe waren schwer, die Abwehr wirksam, aber ungemein mühevoll gewesen. Auf meinen Antrag gab mir der Feldsanitätschef ein Kommando zum Besuch der am Kampf hauptsächlich beteiligten Truppen. Es lag mir daran, ihre körperliche und seelische Verfassung kennen zu lernen und mit derjenigen der Kämpfer vor Verdun zu vergleichen. In Le Cateau, dem Armeeoberkommando der II. Armee, fand ich meinen früheren Stappenarzt Gohler als Armeearzt; er und der Chef des Stabes gaben mir Anweisung, wo die Kampftruppen zu erreichen waren. Ich konnte die Feldlazarette besuchen, mit den Truppenärzten und Offizieren sprechen und in den großen Nervenstationen Malonne bei Namur und St. Solf in Valenciennes die Erfahrungen der Nervenärzte kennen lernen.

Das war nun ein wesentlich anderes Bild als vor Verdun. Die Truppen hatten Schwerstes auszuhalten und zu leisten; die sog. elastische Front, d. h. das Vorschieben von Horch- und Sicherungsposten vor die Grabenlinie, verlangte von einzelnen das Höchste. Die Stoßtruppen, aus den kräftigsten und ausdauerndsten Mannschaften und Offizieren zusammengestellt, wurden hin- und hergeworfen und überall eingesetzt, wo Not am Mann war; sie waren wenig zur Ruhe gekommen und unregelmäßig ernährt. Dennoch fehlten die Zeichen seelischer Zermürbung fast völlig;